

Im Lötschental

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639990>

Nutzungsbedingungen

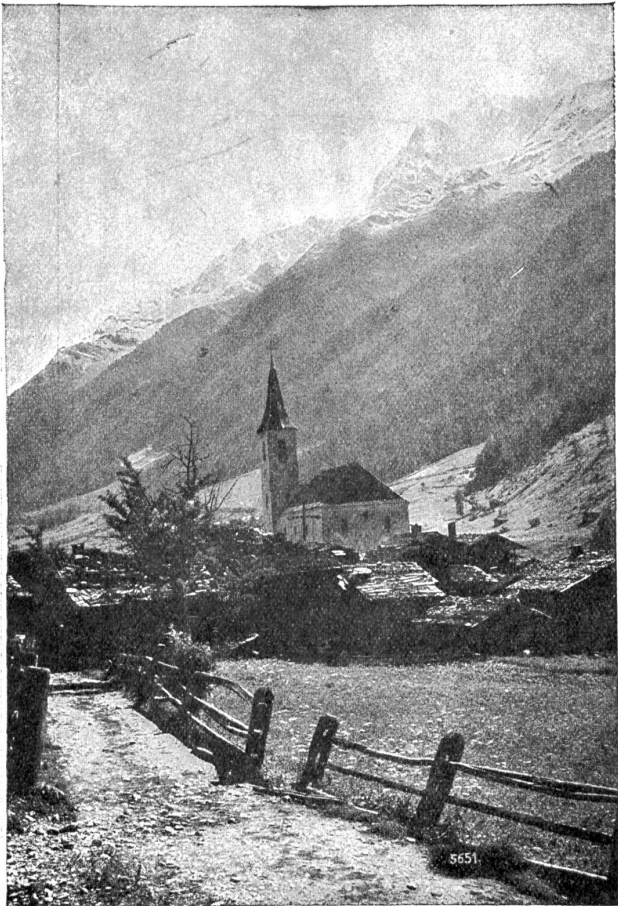
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Löttschental. Kippel mit Biebschhorn.

„Ich weiß nur soviel, daß ich dicht vorm Wahnsinn stehe“, fuhr seine Frau in derselben Weise fort. „Und daß mich deine Handlungsweise hineintreibt, wenn mir keiner einen Lichtblick mehr zeigt. Du kannst es nicht. Von dir will ich ihn auch nicht. Zeige auch mich an, Helmut! Ich habe Gildenapfel bei der Beamtenbestechung geholt, ich habe dich verführt, ich habe die Beweisstücke auf die Seite geschafft, ich bin viel, viel schuldiger als meine Kinder. Ich bin eine wirkliche raffinierte, entsetzlich strafbare Verbrecherin. Zeig' mich an, ich will mit ihnen ins Gefängnis!“

Ein Strom von Tränen folgte diesem Ausbruch. In einer solchen Aufregung hatte der Staatsanwalt seine sonst in allem Ungemach des Lebens so gefakte und charakterstarke Frau noch nie gesehen. Er stand vollkommen ratlos da. Womit sollte er sie auch trösten?

Schließlich, als der Tränenstrom zu versiegen begann, legte er den Arm um ihre Schulter und sagte sanft:

„Du sollst in allem, was sie betrifft, später das entscheidende Wort haben. Nur müssen sie erst einmal hier sein. Ich werde sogleich darum schreiben. Das Gesetz, die Vernehmungen, die jetzt sofort nötig sind, verlangen ihr Hiersein.“

„Das heißt: sie sind im Strudel drin und können nicht mehr heraus. Helmut, du hast diese Schleusen aufgezo- gen. Sie hat er gefaßt und wird sie ertränken. Wir haben fünf- zehn Jahre lang zusammengelebt, in einer — nein, ich will auch nicht mehr schweigen und still alles dulden. Nein, Helmut, nicht in einer Ehe, die ich glücklich nennen kann. Wir

waren und sind, das erkenne ich jetzt ganz klar, zwei grund- verschiedene Menschen. Wir gehören verschiedenen Zeitaltern, verschiedenen Empfindungssphären an, wir haben ganz ver- schiedene Auffassungsorgane für die Nerven und das Tempo der Zeit. Und jetzt, wo mir diese furchtbare Verstrickung meiner armen Zungen und deine Handlungsweise die Augen geöffnet haben, habe ich die felsenfeste Ueberzeugung: das Recht, für das ich kämpfe, ist ein hundertmal besseres als das, was du verteidigst. Ich tue von heute ab meine jammervoll vernachlässigte Pflicht den Kindern gegenüber, wie ich sie auffasse. Dir will ich wünschen, daß dieser Tag dich nicht einmal in die Tiefe reiht wie sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Löttschental.

Schweres, dunkles Föhlengewölk lastet über dem Löttschen- tal. Grelle Sonnenblitze, zwischen schwarzen Wolkenungetümen hervorbrechend, huschen zuweilen über die noch winterfahlen Berghalden. Alter Lawinenschnee liegt noch bis herunter zu den Talmatten, wo der Löwenzahn seine zitternden Licht- lein hütet und die schöne rote Ruduktslichtnelke ihren lebens- warmen Schimmer über das kurze Berggras gießt.

Zum erstenmal kommst du hieher, — irgendwo her aus lautem Tal. Im Bahnwagen warst du noch selber so laut und übermütig und dann stiegst du in Goppenstein aus und wandertest das schöne Bergsträßchen nach Kippel hinauf. Da kommt etwas Seltsames dir entgegen. Was ist es nur? — Du findest es nicht gleich. Ist es das Marienbild im Felsen am Weg? Madonnen hast du doch schon viele ge- sehen, prunkvolle und halbzerfallene, leuchtend sich abhebend von südlich blauem Himmel, und du freustest dich auf jeden neuen Marienaltar, weil das alles, mit den vielen farbigen Blumen, die fromme Hände darauf gehäuft, so kindhaft froh und festlich aussah. — Also die Maria ist es nicht, die dir



Löttschental. Im Friedhof von Kippel.

das Eigenartige, das in der Luft liegt, zum Bewußtsein bringt. Aber als du die ersten Menschen, einen alten Ziegen- hirtin inmitten seiner fröhlichen Herde, eine Frau und junge Burschen begegnetest und in die ernsten, wachsamen Gesichter blicktest, als du durch Felsen, das erste Dörfchen im Löttschen-

tal, schrittest, wo die wetternarbigen tiefschwarzen Häuser sich wie zitternde Schafe zusammendrängen, da mußt du doch wieder an die Maria unten am Wege denken, und du wußtest auf einmal, daß sie die seltsame Gabe deines Wanderkameraden — aus dem Schmutz der Straße aufgelesene, halb-zertretene Blumen — wohl verstanden und gutgeheißen haben möchte. Ernst sind im Lösschental Menschen und Häuser; ernst ist auch ihre Maria. Nicht prunkvolle Himmelskönigin ist sie hier, sondern schlichte Alltagsrösterin und dem Gefrenzigen am Wegrand glaubt man es, daß er Schmerzen leidet.

In Kippel ist Segensonntag. Einzigartig wohl mischt sich da Weltliches und Geistliches, alte militärische Tradition und der kindliche Segenglaube des Volkes. Die roten, napoleonischen Uniformen, mit ernsthafter Würde von prachtvollen Kraftgestalten getragen, stehen leuchtend ab von den dunkeln Frauentrachten und den weißgekleideten Kindern. Schutz des Himmels und bewaffneter Menschenschutz, Segen Gottes auch über die Mordgewehre, Religion und Waffen — diese entsehlteste aller Weltkriegen — bis in die Kirche hinein kommt sie hier mit.

Aber dann vergiffst du sie plötzlich über dem erschütternden Ausdruck müder, sorgender Liebe in den Augen einer jungen Frau, die ein Kind im Arm und ein nicht viel älteres neben sich, vor dir sitzt. Auf einmal siehst du sie, alle diese Mütter mit ihren Kleinsten, zugebunden und bedeckt, daß sie aussehen wie seltsame kleine Kissen im Arm, und am schweren dunkeln Kleid halten sich noch andere kleine Kinderhände krampfhaft fest. Wie schön sind sie, die Frauen vom Lösschental! Herb und streng und früh verblüht, aber von Leben und Arbeit und tapferer Selbstüberwindung mit einer Schönheit gezeichnet, die keine Jahre verweisen!

Ueber den Weihrauchwolken des Hochantes fühlst du — greifbar fast — schlicht und echt menschlich die Bitte des Tages schweben: „Segne Bürde und Glück und hilf beides weitertragen!“



Lösschental. — Marienbild.

Du weißt vielleicht nicht mehr viel von der volltönenden, wohlgelesenen Predigt des Geistlichen; Text und kunstvolle Auslegung desselben sind wie ein angenehm plätscherndes Bächlein an dir vorbeigeronnen — du mußt den geliebten, geheimnisvollen Weihrauchdust und die gesam-



Vom Segensonntag im Lösschental. — Prozession in Kippel.

melte Stille der menschenüberfüllten Kirche auf dich wirken lassen. Etwas ganz alltägliches, naheliegendes fiel dir ein; ein Wunder stieg in dir auf: So viele hundert kleine und kleinste Kinder, auf eigenen Füßen und auf Mutterarmen, und doch kein einziger Kinderlaut in der ganzen Kirche! So früh schon lernt man stille sein im Lösschental. — Dann gleitet die große Prozession an dir vorbei. Wie einen seltsamen Traum siehst du sie vorüberziehen durch die grünen Bergmatten zum blumengeschmückten Altar, wo im Freien der Segen gesendet wird. Wenn dann am Nachmittag, nach dem rein militärischen Teil der Feier, nach Fahnenzug mit Musikbegleitung und den üblichen Schüssen, die roten Soldaten in strammer Ordnung heimzu marschieren, hinter ihnen eine lange Reihe von Knaben, die mit Stolz im schmalen Gesicht der Väter Gewehre tragen — da wird dir noch einmal heiß ums Herz: Kinder und Waffen — welch abscheulicher Anblick! Aber auf einmal denkst du wieder an die Muttergottes, die dir diesen Morgen zuerst begegnet und an die beschmutzten Blumen, die nun zu ihren Füßen liegen und jetzt weißt du es auch ganz sicher, daß diese Maria beides versteht und annimmt, unverschuldet durch Straßenkot geschleihte Blumen und bewaffnete Religion. Beide heilig genug, um es auch, beschmutzt noch, zu bleiben, wenn reine, arglose Hände und Herzen sie ihr weihen.

In ihren Alltag hinein möchtest du wiederkommen zu den Lösschentalern — wenn die roten Uniformen wieder in dunkeln Trüben verschwunden sind. Am Abend auf den Steintrüben sitzen und fragen, warum man hier Blumen nur auf den Friedhof pflanzt und nicht auch als leuchtenden Schmuck vor das wundervolle Braunschwarz der Häuser? Und Liebe möchtest du mitbringen, viel Liebe und Frohsinn



Vom Segensonntag im Löschenthal. — Uniformierte Löschentaler.

— und Geld auch, ungezählt; nicht als Almosen, sondern als ehrlichen Lohn für fleißiger Hände Arbeit, für das Produkt ihrer Hausweberei, den schweren Wollstoff der aussieht, als ob er ein ganzes Menschenleben überdauern würde. Und Lieder möchtest du ihnen bringen, helle, frohe, weltliche — und farbenfrohe Bilder voll warmer Sinnenlust. Es ist ein starker Wunsch in dir, nur ein einziges dieser stillen, ergebenen Gesichter einen Augenblick in Freude aufleuchten zu sehen.

Eines fühlst du gewiß — einmal kommst du wieder zu diesen stillen Menschen und ihrer alles verstehenden Maria. Und dann wanderst du weiter, immer weiter ins Tal hinein — dem weißen lodenden Gletscher entgegen, der aus der Ferne herüber ruft. — W.

„Im Westen nichts Neues.“*)

G. H. G. Es ist das Buch des großen Krieges. Ich habe es am Karfreitag gelesen. Eindrücke zwiefachen Martyriums beklemmen die Brust. Nur ein Blislicht der Besinnung fließt durch das grauenvolle Dunkel: Wie er, der Dornengekrönte, so haben sie alle, alle sich da draußen im Geschloßhagel, in Gas und Dreck geopfert. Wofür? Für uns? Wie er? Zu unserer Erlösung? Erlösung wovon?

Oder war es nutzlos? Helden? Märtyrer? Heilige? Alles ist Anstichsacke. Jedes Leben, auch das banalste Alltagsleben, kann als ein Heldentum, ein Martyrium, ein Heiligtum aufgefaßt werden. Aber auch als ein Nichts. Wer nimmt sich das Recht zu urteilen? Der es tut, verliert sich in Philosophentand.

Hier aber schreit die Menschheit auf — schreit nach Menschlichkeit, nach Gemeinschaftsinn, nach Liebe und nach Frieden, Frieden! Es ist als ob mit diesem Buche das Entsetzen Gestalt gewonnen hätte, dich magisch anglockte, kannte, in dich hineinkroche, sich mit dir zu eins vereinte und dich quälte, folterte, marterte — unentwindbar und unentrinnbar marterte, marterte. . .

Das ist der Krieg. Krieg ist Entsetzen. Und wer das Entsetzen in diesem Buche miterlebt, der wird ein Feind des Krieges. Man hat davon gesprochen, dem Verfasser Remarque den Friedens-Nobelpreis zuzusprechen. Keine Tat der letzten Jahre hat ihn besser verdient. Denn hier ist das Wort Tat. Und es wird Taten gebären. Taten des Friedens.

Andere Worte sind Überfluß. Ich lasse Remarque sprechen:

(Es ist Nacht. Der junge Frontkämpfer hat sich freiwillig für einen Patrouillengang gemeldet. Er verirrt sich im Trichtergewirr. Er kriecht um sein Leben. Ein Feuerüberfall setzt ein, ein Angriff. Er stürzt in einen Trichter. In Wasser und Dreck bis zum Hals. Es klirrt über ihn hinweg. Was tun, wenn ein Gegner in den Trichter springt? Er faßt den Dolch. Er muß zustoßen, muß der erste sein).

Es ist noch etwas heller geworden. An mir vorüber hasten Schritte. Die ersten. Vorbei. Wieder andere. Das Rarren der Maschinengewehre wird eine ununterbrochene Kette. Gerade will ich mich etwas umbreien, da poltert

es, und schwer und klatschend fällt ein Körper zu mir in den Trichter, rutscht ab, liegt auf mir —

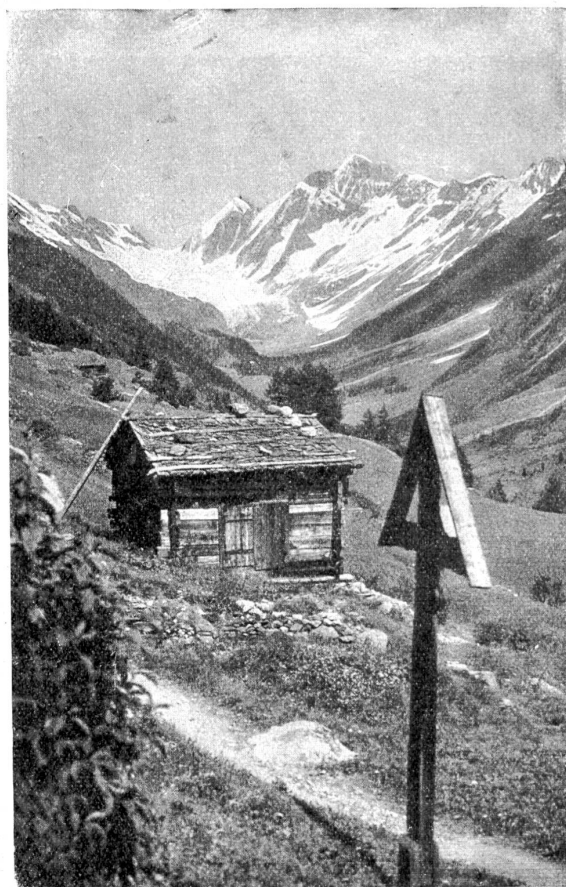
Ich dachte nichts, ich fasse keinen Entschluß — ich stoße rasend zu und fühle nur, wie der Körper zuckt und dann weich wird und zusammenfällt. Meine Hand ist klebrig und naß, als ich zu mir komme.

Der andere röchelt. Es scheint mir, als ob er brüllt, jeder Atemzug ist wie ein Schrei, ein Donnern — aber es sind nur meine Adern, die so klopfen. Ich möchte ihm den Mund zuhalten, Erde hineinstopfen, noch einmal zustechen, er soll still sein, er verrät mich; doch ich bin schon so weit zu mir gekommen und auch so schwach plötzlich, daß ich nicht mehr die Hand gegen ihn heben kann.

So krieche ich in die entfernteste Ecke und bleibe dort, die Augen starr auf ihn gerichtet, das Messer umklammert, bereit, wenn er sich rührt, wieder auf ihn loszugehen — Aber er wird nichts mehr tun, das höre ich schon an seinem Röcheln.

Undeutlich kann ich ihn sehen. Nur der eine Wunsch ist in mir, wegzukommen. Wenn es nicht bald ist, wird es zu hell; schon jetzt ist es schwer. Doch als ich versuche, den Kopf hochzunehmen, sehe ich bereits die Unmöglichkeit ein. Das Maschinengewehrfeuer ist derart gedeckt, daß ich durchlöchert werde, ehe ich einen Sprung tue.

Ich probiere es noch einmal mit meinem Helm, den ich etwas empor schiebe und anhebe, um die Höhe der Geschosse festzustellen. Einen Augenblick später wird er mir durch eine



Oberes Löschental. Blick gegen die Löschentalücke.

*) Von Erich Maria Remarque 301.—325. Tausend. Im Propyläen-Verlag, Berlin 1929.